

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Johann Georg Schrepfer.

Ein Spiritist und Abenteurer des 18. Jahrhunderts.
Von Adolf Hedna.

Der Wunder- und Geistesglaube hat noch immer seine Anhänger gefunden, besonders aber in Zeiten des Verfalls, nach großen Kriegen und außergewöhnlichen Naturerscheinungen. Aber nicht nur die breite Masse des Volkes, das im Grunde mehr dem einfacheren und harmloseren Aberglauben zuneigt, sondern gerade die höheren Gesellschaftsklassen fanden an dem spiritistischen Zauber Reiz und Befriedigung. Heute zweifelhaft in unserer verwirrten Zeit hat diese Bewegung einen ungeahnten Umfang angenommen und ungeahntes Ansehen erlangt. Während vor dem Kriege die spiritistischen Zirkel in einem etwas außergewöhnlichen Geruch standen und ein romantisches Winkeldasein führten, umgeben sie sich heute mit dem Schein ernsthafter „Wissenschaft“ und behaupten ihr Dasein mit Erfolg. Diese Erscheinung ist typisch und verständlich, wenn man bedenkt, daß der heutige Mensch, das im Zeitalter des Realismus aufgewachsen und im Zeitalter des Industrialismus erzogen, der den Weltkrieg hinter sich hat und in dieser furchtbaren Atmosphäre von Religionslosigkeit und Religionszerstückelung vergebens einen Halt zu finden sucht und im Drang nach dem „Wunderbaren“, der dem Menschen nun einmal innewohnt, sich solchen Pseudowundern, die ihm von geriebenen, geschwätzenden Schwindlern geboten werden, zuwendet.

Wenn sich die spiritistische „Forschung“ auch noch so „wissenschaftlich“ gebärdet, ihre Experimente geraten immer wieder auf eine Sandbank, über die Experimente der vergangenen Jahrhunderte ebenfalls nicht hinausgekommen sind. Und jene „großen“ Spiritisten von heute arbeiten immer noch mit denselben Mitteln wie ihre ebenso großen Vorgänger, sie brauchen nicht anders zu arbeiten, da sich das gläubige Publikum um nichts verändert hat. Ständig werden derartige Schwindler entlarvt, heute, über die sich der Bernünftige vollends einig ist, die aber von ihren irreführenden, krankhaft geistig gewordenen Anhängern als „Opfer“ hingestellt und verehrt werden.

Dieses heutige Treiben ähnelt stark dem des achtzehnten Jahrhunderts, wo das Geistesbeschwören und Goldmachen von unzähligen Schwindlern und Abenteurern unternommen wurde und stets ein glückliches und dieses Unternehmen förderndes Publikum fanden. Während Casanova sich durch seine Schwindelkünste zur vornehmsten Person machte, erzählte der angebl. Graf Saint Germain den staunenden und gläubigen Pariser Erlebnisse aus seinem dreihundertjährigen Leben und verkaufte mit autem Gewinn seine Tinkturen, die ein ebenso langes Leben garantieren sollten. Böttger versprach dem sächsischen König, Gold machen zu wollen, experimentierte jahrelang herum und entdeckte zu seinem Glück auf diese Weise das Porzellan und die Gräfin Cosel gar versuchte im Pillnitzer Schloß in ihrem vollständig ausgerüsteten Laboratorium (denn auch sie versuchte sich im Golderrufen, das damals sozusagen zum guten Ton gehörte) einen Trank zu brauen, der ihr die etwas stark erkaltete Blüte August des Starben wieder zu führen sollte.

Goldmacher und Geistesbeschwörer drückten dem achtzehnten Jahrhundert ihren Stempel auf, aber während die ersteren niemals zu Golde kamen, erreichten die letzteren viel leichter und bequemer dieses Ziel: sie „beschwörten Geister“ und machten damit Geld. Zu besonderem Erfolg brachte es in diesem Fache ein Leipziger Kaffeehausbesitzer mit dem bezeichneten Namen Johann Georg Schrepfer. Man weiß von seinem Vorleben nur, daß er Kellner war und dann in der Kaffeehauszeit in Leipzig ein Kaffeehaus eröffnete, das sich bald eines besonderen Rufes und seltener Anziehungskraft erfreute. Schrepfer war Freimaurer, jedoch ein besonders freier. Da er als Geschäftsmann und ausgemachter Gauner zu der Erkenntnis gekommen sein mag, daß das seltsame Gebaren und der geheimnisvolle Nimbus, den die Gesellschaft der Maurer umgibt, für den Laien immer eine große Anziehungskraft hat, beschloß er, das dort Gelebte für sich auszunutzen. Zu diesem Zwecke nahm er erst einmal eine ge-

nerische Stellung zu den Leipziger Logen ein, erregte damit Aufsehen und fand ständig wachsenden Zulauf, da er freisch behauptete, nur er sei mit der maurerischen Wissenschaft völlig vertraut. Um den Beweis zu führen, veranstaltete er an mehreren Abenden der Woche Geistesbeschwörungen in seinem Hause, wo sich die verschiedensten Leute einstellten, besonders Leute von Rang und viele Fremde, die sich in dem damals internationalen Leipzig aufhielten. Nachdem die Gäste vorher in etwas durchsichtiger Weise mit Punsch traktiert worden waren, führte sie Schrepfer unter allerhand geheimnisvollen Zeremonien in einen kleinen, mit schwarzem Tuch ausgelegten Saal seines Hauses, wo die Geistesbeschwörung in der theatralischsten Weise vor sich ging. In der Mitte des Raumes war ein Altar mit einem Kreuz auf errichtet, vor dem Schrepfer niederkniete, sich die Brust entblößte, mit einem Schwert in die Luft herumstieß und mit einer bewundernswürdigen Inbrunst betete. Diese Vorbereitungen sollen nach Aussagen verschiedener Zeugen von einer betäubenden Wirkung gewesen sein, daß selbst Leute, die mit dem Gedanken hingegangen waren, einen ausgelegten Schwindel zu sehen, sich eines Schauderns nicht erwehren konnten. Aus Schrepfers Beten hing es dann hinter dem Altar an zu dampfen, ein Trommeln, Pfeifen, Blühen usw. erhob sich und als sich die nebelartigen Dämpfe lentsch, stand der „Geist“, massig beleuchtet, hinter dem Altar. Zeitgenossen berichteten nun, daß diese Geister verschiedene Mängel vorwiesen. Einmal fiel es auf, daß sie immer die gleiche Größe hatten, dann entdeckte ein besonders scharfsichtiger, daß es ein weiblicher Geist in guter Hoffnung gewesen sei und lust zu jener Zeit, da sich Schrepfers Frau im gleichen Zustand befand, die auffallendste Ähnlichkeit mit dieser Frau niemals im Kaffeehaus zu sehen war. Ferner zeigten die „historischen Geister“ andauernd Anachronismen in ihrem Anzug, zum Beispiel Schnallenschuhe, die damals gerade in Mode waren usw. Ein andermal konnten die Geister nicht erscheinen, da die Türe, durch die sie hätten hereinzuwandern sollen, verschlossen war. Nichtsdestoweniger erfreuten sich diese Geister wachsenden Besuches und Schrepfer, der damit ein glänzendes Geschäft machte, verfiel mit der Zeit in einen Zustand von Größenwahn. Er ging einige Zeit von Leipzig weg und kehrte dann mit dem Rang eines französischen Obersten und dem Namen eines „Baron von Steinbach“ wieder, nahm seine Beschwörungen wieder auf und war von Stund an der Baron von Steinbach, ohne daß nur jemand danach gefragt hätte, wieso.

Nun wurden freilich die Freimaurerlogen gegen ihn aufgebracht und vertrieben ihn heim Heros von Kurland, dem Protektor der Freimaurer in Sachsen, und zwar mit dem Erfolge, daß er hundert Prügel verabreicht bekam, deren Empfang er schriftlich bescheinigen mußte. Trotzdem setzte Schrepfer seine Beschwörungen fort und fand sogar neue Freunde. Einige seiner Anhänger, die den höchsten Kreisen des sächsischen Hofes angehörten, traten für ihn ein und der tüchtige Schrepfer verlegte hinfort den Schauplatz seiner Haupttätigkeit nach Dresden, wo er sich sofort mit der unverkennbaren Pünktlichkeit, die er ein natürlicher Sohn des Heros von Orleans, einführte, und wie es scheint, gut einführte, denn in solchen Dingen war man damals ziemlich großzügig. Er erfreute sich in Dresden eines regen Zuspruches und großen Ansehens, in der Stadt es sogar soweit, daß er beim Herzog von Kurland, demselben, der ihm einst die hundert Prügel gegen Unterschrift erteilen ließ, freundlich verkehrte.

Aber einmal sollte auch Schrepfer sein Weg an den Abgrund führen. Immer skrupelloser in seinem Auftreten geworden, versuchte er sich zu der Behauptung, er habe bei einem Frankfurter Bankhaus eine Million Reichsthaler deponiert, die er für Stiftungen, Ausschüttungen, sowie für die Befriedigung seiner Gläubiger verwenden wolle. Tatsächlich befand sich bei dem angesehenen Bankhause ein großes verpacktes Paket, das aber nichts weiter als wertloses Papier enthielt. Schrepfer verschob die Auszahlung der Summe immer und immer wieder. Einmal waren sämtliche in Betracht kommenden beim Ministerium in Dresden telefonisch und erwartungsvoll versammelt, um auf Schrepfer und die Million zu warten, von denen weder Schrepfer noch die

Million kam. Als sein merkwürdiges Benehmen auffällig wurde und die Gläubiger zu drängen begannen, fand der sonst so erfinderische Spiritist keinen Ausweg mehr. Nachdenklich ging er umher, sein ungewohnter Zustand erregte Aufsehen — eines Tages verschwand er nach Leipzig. Dort inszenierte er die größte Theaterzene seines Lebens. Mit einigen nahen Freunden verbrachte er bei Punsch und überflüssigen Gesprächen eine Nacht und ging dann mit ihnen nach dem Rosenhof, indem er versprach, etwas Außergewöhnliches zeigen zu wollen. Er behauptete geheimnisvoll, bisher habe er nur Verstorbene geistigt, die ins Leben zurückgerufen wurden, diesmal werde er einen Lebenden zeigen, den man für tot halten werde. Freudig und erwartungsvoll gingen die Freunde darauf ein. Schrepfer enttarnete sich hinter den Gebüsch, nachdem er ihnen geboten hatte, sich nicht von der Stelle zu rühren. Kurz darauf fiel ein Schuß und als Schrepfer lang nicht wiederkehrte, gingen die Freunde ihn zu suchen. Sie fanden ihn tot am Boden liegen; mit einem Terzerol hatte er sich selbst erschossen. Bombastisch und theatralisch, verlogen und unehrlich wie sein Leben war auch sein Tod.

Aus dem Sammlerleben.

Das vielgestaltige Volk der Sammler bildet für sich eine ganze Welt, in der es an Wunderlichkeiten und romantischen Abenteuer nicht fehlt. So viel man sich auch bereits mit der Psychologie dieser Leidenschaft beschäftigt hat, so entfällt doch jedes neue Bekenntnis eines fanatischen Sammlers neue Züge, und solche Mitteilungen haben ein besonderes Interesse. Der „Kunstwanderer“, der sich die Veröffentlichung solch persönlicher Bekenntnisse berühmter Sammler angelegen sein läßt, bringt in seinem neuesten Heft eine Bلاء der dänischen Generalkonsuls C. Claudius, der eine berühmte Sammlung von alten Musikinstrumenten sein eigen nennt. Claudius verlangt als Haupteigenschaft vom Sammler eine hohe Geduld. „Ich kann nicht vergessen“, erzählt er, „was ein alter Sammler einmal auf einer Auktion ausbrach, als er von einem anderen Sammler überboten wurde. „Ja, ja“, tröstete er sich, „stirbt er vor mir, bekomme ich das Bild doch noch.“ Und das tat er auch; freilich erst nach 20 Jahren. Der eingelassene Sammler wird nach seinem Tode seine Schätze vielleicht deswegen nicht einem Museum vermachen, weil er sich an dem Gedanken erweist, sie später in die Hände anderer Sammler übergeben zu lassen. Ein solcher Sammler, der keine Sammlung nach seinem Tod veräußern lassen wollte, rief erregt aus: „Wie wüßte ich, auf dieser Auktion ausgeben zu sein!“ Es sind die wunderlichsten Dinge, auf die sich die Sammlerleidenschaft der Menschen wirft. „Ich glaube“, meint Claudius, „daß die Welt eine wichtige Rolle. Als ich von einem Manne hörte, der sich ausschließlich auf das Sammeln wertvoller Aktien verlegte, mußte ich an jenen Mann denken, der durch Erbschaft in den Besitz von Voltaires Nachtmühle geriet und aus dem Grunde kanakischer Kolonialtrianer wurde.“ Von einer anderen Vertierung der Sammelwut erzählt er: „In einer kleinen Provinzstadt sah ich einmal einen Mann auf der Straße, der sich nach einer Streichholzschachtel blickte, und bemerke dann, daß er in einem Torweg mit gelbenerter Aufmerksamkeit die Etikette untersuchte. Er sammelte Streichholzschachteln, erfuhr ich, und ich bezweifle nicht, daß ein guter Hund ihn ebenso glücklich machte, wie wenn einer der begüterten unter den Sammlern ein kostbares Gemälde erwirbt. Während der eine mit seinen reichen Mitteln und seinem stark entwickelten Kunstverstand ein Meisterwerk erhandelt, fand der andere eine elende Etikette; aber beide waren heile, denn sie hatten auch neue einen Stein zu dem Bau gelegt, den ihre Leidenschaft ihnen aufzuführen gebot.“ Die bestreichte Form des Sammelns ist diejenige, die aus der Lust entsteht, das eigene Heim möglichst kunstvoll auszustatten; die Hauptmasse der Sammler aber, die ihre Schätze in Schränken, Schubfächern und Kasten zusammenbringen, folgt einem viel härteren Trieb, als dem Wunsche des Sammelns, nämlich dem der Erkenntnis oder des Selbstwunsches in eine andere Welt aus dem grauen Alltag. Alle diese Menschen sammeln, weil sie es nicht lassen können. Die neuen „Sammler“, die aus Spekulationsgründen und zur „Kapitalanlage“ Werte erwerben, sind eigentlich nicht in diesen Kreis zu rechnen.

Die königliche Gefälligkeit.

Von Karl Demmel.

Sonntag in Potsdam. — Die Kaiserin ausgesprochen. Die langbeinigen Grenadiere sind auf Sonntagsurlaub in den Nachbarräumen zur Tansmusik. Das gerühmte Koffendanzstäbchen ist eingelegt. In der Schloßkirche ertönt Orgelklang und Gesang der nicht so zahlreichen Nachmittags-gemeinde an die hohe Dame und heißt „Gottschallen im Ewigkeit“.

König Fritz ist, da ihn keine Diener bei der Mittagsruhe wachen, den Park hinuntergegangen und tritt aus dem Tor heraus, wo Potsdams Häuser grünen. Ein Grenadier steht vor dem Tor und mustert dessen schöne Kunstschmiedearbeit; als er den König erblickt, kniet er preussisch-militärisch kräftig.

„Was gößt Er das langweilige Tor an?“

Der Grenadier wird rot und stottert verlegen.

„Rind' Er das schön? Was ist Er seiner Profession nach?“

„Schmied, Ew. Majestät“, erwiderte der Grenadier.

„Wo ist Er her?“

„Aus der Ostpreußen, Ew. Majestät.“

„Warum ist Er nicht auf der Tansmusik mit seinen Kameraden?“

Der Grenadier wird wieder rot und bringt sein Wort heraus.

„Na?“

„Ja, ich habe eine Braut — halten zu Gnaden, Ew. Majestät.“

Der König lacht über das „Gnadenhalten“.

„Er würde mich schön anrufen, Er langer Karl. Wo hat Er sich die Kriessmünze geholt?“

„Bei Kollin, Ew. Majestät.“

„Trotz der Kriessreisen? — Wenn Er General gewesen wäre, hätte Er natürlich den Damm zu Russischen bekriegt. He?“

„Ganz meiner Meinung, Ew. Majestät.“

Der König fragt noch eine Weile weiter, während er mit dem Relikt im Gange flackert.

Sonntagsmäßig gemaßte Potsdamer Bürger gingen vorbei;

die Männer zogen tief die Dute, die ehrbaren Ehefrauen trübten tief.

Dann kniet der König wieder: „Hat Er irgendeine Beschwerde über seinen Korporal oder Kapitän? Ist das Essen gut und reichlich? Sag' Er alles ruhig, wie Er's denkt.“

„Alles send der König in Ordnung nach des Grenadiers offenherzigen Aussagen.“

„Wenn Er sonst einen Wunsch hat, kann Er direkt zu mir, ich las nicht abweisen. Er gesteht mir. Was Er sich.“

„Mit hochtönen Kopf salutierte der Grenadier wieder.“

Der König lebte in dem Park zurück und der Tag verging in sonniger Stille.

Jahre später. Alle Bege ab Preußen ist vergessen. Handwert und Bauernstand hüben nach den Kriegsjahren wieder neu auf.

Der ehemalige Grenadier Baumgarten, der obiges Gespräch mit König Fritz hatte, mußte, vom Militär entlassen, nach dem Tod seines Vaters, die Dorfschmiede übernehmen. — Seit Tagen ist das Dorf in Aufregung. Es geht das Gerücht, der König kommt auf Infektionsstraße zur Ausheilung.

Die Häuser in den Dörfern werden von oben nach unten gefeiert, von vorn bis hinten gecheuert, weißer Sand gestreut, schön gewaschene Gardinen angehängt, Kleider gewaschen und gebügelt. — Der König sah nach allem.

Der Ortschulze lernte seit Tagen den vom Kantor aufgeschriebenen Begrüßungsstext auswendig; in der Schule wurde neunundneunzigmal das Einmaleins gepaukt. Und was sonst noch alles für Vorbereitungen im Dorf getroffen wurden.

Als man nach im schönsten Reineckel steht — da plätscht das königliche Gefährt ins Dorf. Der Schreck fährt dem Ortschulzen in die Knie — er hat seine Begrüßungsansprache vollständig vergessen.

Nachdem der Wagen hielt vor seinem Hause an und der König kam schnurstracks zur Tür herein.

Der Ortschulze diente.

„Spar' Er seine Phrasen! Ich will die Gemeinde-Zusammenkunft haben. Wird der Zins pünktlich bezahlt und abgeliefert?“

„Alles war in pünktlicher Ordnung.“

„Ich wollte es ihm auch gerade haben!“

Frau Ortschulze kam hereingetrieben und jammerte ob der Unvernunft.

„Was will Sie alte Großmutter hier bei den Dienstgekräften? Bleib Sie bei Ihrer Bobnenkuppe.“

Und kniet, als sie gekommen, verknüpfte die Frau Ortschulze.

Im Fremdenzimmer des Gasthauses „Zum Entenfang“ war der König abgesetzt und hatte sich das Zimmer durch seinen Begleiter zu einer kleinen Schweißkammer einrichten lassen.

Einige Stunden nach seiner Ankunft kamotion schmerzliche Schritte die Treppe hinauf.

Es klopfte.

„Herein!“

„Halten zu Gnaden, Ew. Majestät.“

„Was hat gar nichts zu Gnaden zu halten. Was hat Er? Wer ist er?“

„Dorfschmied Baumgarten, Ew. Majestät. Ich wollte Ew. Majestät an etwas erinnern, an ein Versprechen.“

„Was ist das Versprechen?“

„Sowohl, Ew. Majestät. Vor Jahren, beim Aufschloß zu Sanssouci, Ew. Majestät erinnern sich vielleicht des Grenadiers, der das langweilige Tor schön fand.“

„Das war Er?“

„Ganz recht, Ew. Majestät.“

„Sag' Er mir die Hand. Das nenn ich anhänglich. Das nenn ich keinen König haben. Na, und das Versprechen?“

„Es betrifft meine Braut.“

„Was? Braut? Soll ich ihr Ruchmeister werden? Ich meine, keine Ehre können künste in Reich und Glied im Potsdamer Regiment. Was hat das für Bewandnis?“

Baumgarten überreichte dem König einen Brief, worin er erzählte, daß der Großbauer ihm seine Tochter nicht zur Frau geben wolle, da er nur auf einen Gutsherrn trachte; weshalb würde der König beim Großbauer ein gutes Wort für ihn einlegen.

Der König las den Brief zusammen und sagte: „Es ist zwar ein bißchen viel verlangt, bei meinem Blauwerk auch noch für ihn auf die Knie zu gehen, aber für einen langweiligen Kameraden von Kollin soll mir nichts zu teuer werden. Hol Er sich heute abend Bescheid und äußere Er mir seinen persönlichen Schmiedervater vor.“

Kettenrätzel: Lichtschein, scheinbar, Barstuhl, Stuhlrohr, Rohrstock, Stockwerk, Werkmann, Mannheim, Heimkunst, Kunsttrieb, Triebband, Sandsturm, Sturmnacht, Nachtlicht. — **Kreuzrätzel:** Angel, Orden, Orgel, Anden, Oran. — **Logograph:** Ziege, Geiz.